„Ohne Mozartkugeln wäre es in Wien unerträglich“

Im SN-Gespräch skizziert Kabarettist und Autor Michael Niavarani seine „komplizierte Liebesbeziehung“ mit William Shakespeare. Und er erklärt, wie zwei kiffende Jugendliche seine Zukunftspläne stark beeinflusst haben.

RALF HILLEBRAND

Rund 90.000 Zuschauer sahen die Bühnenversion im Wiener Globe. Heute, Samstag, feiert Michael Niavaranis „Romeo und Julia“ TV-Premiere. Im SN-Interview spricht der 49-jährige Wiener über seine besondere Adaption des Shakespeare-Klassikers – zwischen Kokosnüssen und dem Tod als Happy End. Er verrät, was die größte Sünde im Theater ist. Und er beschreibt das Erfolgsrezept seines Romans „Ein Trottel kommt selten allein“.

Michael Niavaranis Erfolgsversion von „Romeo und Julia“ läuft heute Abend auf Servus TV. BILD: SN/SERVUS TV/HOFMANN

SN: Herr Niavarani, Sie haben uns in einem anderen Interview gesagt, dass Shakespeare und Niavarani eigentlich nicht zusammenpassen. Wieso machen die beiden dennoch seit Jahren gemeinsame Sache?
Michael Niavarani: Diese Liebesbeziehung ist kompliziert. Wir kennen uns seit Jahren, waren uns am Anfang nicht sympathisch. Aber desto länger wir miteinander zu tun haben, desto sympathischer werden wir uns *(grinst)*. Nein, ernsthaft: Nach mehr als 400 Jahren kulturhistorischer Betrachtung waren Shakespeare-Texte ein Fußnoten-Dschungel. Mit Kleinarbeit wollte ich sie zu dem zurückführen, was sie waren – Unterhaltung für die Masse. Shakespeare hatte jeden Tag 3000 Leute in seinem Theater.

SN: Das heißt, es ist im Geiste Shakespeares, Romeo und Julia leben zu lassen? So wie es bei Ihnen der Fall ist.
Die Handlung meine ich gar nicht. Die habe ich neu geschrieben. Aber der ganze Abend ist im Geiste Shakespeares gehalten – er hat etwas Poetisches, etwas Ordinäres, etwas Tragisches, etwas Komisches.

SN: In Ihrer Version geht es auch „um Liebe zu Kokosnüssen“, wie in der Beschreibung zu lesen ist. Was ist damit gemeint?
Eigentlich war ja Graf Paris der Julia bestimmt. Graf Paris hat sie auch wirklich geliebt – im Gegensatz zu Romeo, der nur hormonüberschüttet war. Bei uns ist Romeo ein sehr erfolgreicher Gewürzhändler. Graf Paris macht hingegen eine Weltreise, bevor er als Kokosnussimporteur zurückkommt. Und er hofft, dass er Julia mit seinen Nüssen beeindrucken kann.

SN: Ihre Shakespeare-Versionen erinnern an den Wiener Schluss. Kennen Sie das Prinzip?
Ja, Joseph II. wollte im Sinne der Erbauung nicht, dass Stücke schlecht ausgehen, und hat sie deshalb umschreiben lassen. Auch bei mir sterben Romeo und Julia im Laufe des Stücks dann doch – aber dadurch geht die Geschichte gut aus. Denn nach 30 Jahren Ehe gibt es ohne Tod kein Happy End *(lacht)*. Danach gibt es aber einen Twist, der in einem Plädoyer für die Ehe und die Mühen des Alltags mündet.

SN: Das heißt, Sie sind ein Fan des Wiener Schlusses?
Eigentlich will ich den Kaiser nicht verteidigen. Aber der Ansatz hat schon was – und den gab es auch bei Shakespeare. Im Globe (seinem Theater, Anm.) endete jede Vorstellung mit einer komödiantischen Einlage. Da wurde zum Beispiel „Hamlet“ gespielt, an dessen Ende alle tot sind, es gibt Vergewaltigungen, Zungen werden abgeschnitten. Es war grauenvoll – und das Publikum war kreidebleich. Dann kamen zwei Komödianten raus und haben eine Nummer gespielt, um die Leute fröhlich zu entlassen. Das halte ich für richtig. Für mich ist das größte Verbrechen, das man im Theater machen kann, Leute zu langweilen. Ich möchte Theater machen, das den Menschen zur Freude gereicht. Das kann auch ernsthaft, politisch, grauenvoll sein – aber es muss etwas Erhebendes haben. Dann muss man auch nicht jedes Stück umschreiben. Das wäre auch läppisch.

SN: Sie haben „Romeo und Julia“ 90 Mal in Ihrem Theater, dem Globe Wien, aufgeführt. Stimmt es, dass alle 90 Aufführungen ausverkauft waren?
Im Grunde schon. Die Auslastung lag bei 99,9 Prozent. Wir hatten jeden Abend rund 1000 Zuschauer.

SN: Stichwort Globe: In der Marx-Halle, in der das Theater untergebracht ist, brach im September ein Brand aus. Wie groß war der Schaden?
Der Schaden betrifft hauptsächlich das Globe, da es genau eine Säule über unserem Theater getroffen hat. Das Ganze wird sich noch eine Zeit lang ziehen.

SN: Welche Auswirkungen hat das für den Betrieb? Es müssen ja auch Aufführungen verlegt werden, oder?
Ja. Aber wir sind von Theaterleitern umgeben, die sehr hilfsbereit sind. So dürfen wir etwa im Gasometer, im Museumsquartier oder im Burgtheater spielen.

SN: Und das alles wegen jungen Geisterbeschwörern: Zwei 19-Jährige sind in das Gebäude eingestiegen und haben Fackeln entzündet . . .
Als ich gehört habe, dass der Brand bei einer Geisterbeschwörung ausgebrochen ist, dachte ich zunächst, dass Herbert Föttinger (Direktor des Theaters in der Josefstadt, Anm.) und Karin Bergmann (Direktorin des Wiener Burgtheaters, Anm.) den Geist Shakespeares beschwören wollten, damit er mir sagt, wie scheiße er mich findet *(lacht)*. Nein, es waren zwei offenbar bekiffte Jugendliche, fast noch Kinder.

SN: Schwenk in die TV-Welt: Wieso haben Sie sich neuerlich Servus TV für die Erstausstrahlung Ihres Stücks ausgesucht?
Wir haben einen Vertrag für mehrere Aufzeichnungen abgeschlossen. Es werden noch zwei, drei folgen.

SN: Es gab aber sicher auch andere Anfragen, oder?
Ja, es gibt Anfragen. Und das Spiel wird wieder eröffnet, wenn der Vertrag ausläuft. Aber die Zusammenarbeit mit Servus TV läuft hervorragend. Ich darf im Grunde alles machen – es darf nur nicht länger als vier Stunden dauern.

SN: Im Gegensatz zu Servus TV sind Sie im ORF kaum noch zu sehen.
Das ist eine reine Terminfrage. Ich verbringe viel Zeit mit der Arbeit an neuen Stücken, ich bin auch viel in London. Aber erst vor Kurzem gab es ein Telefonat, bei dem besprochen wurde, dass ich im Jänner oder Februar wieder mal bei „Was gibt es Neues?“ dabei sein werde.

SN: Da Sie an neuen Stücken arbeiten: Steht das nächste Projekt schon fest?
Nein, es gibt noch keine Entscheidung. Ich recherchiere gerade fleißig. Und der Ablauf hängt auch davon ab, wann das Globe wiedereröffnet werden kann.

SN: Auch Ihr neues Buch verkauft sich gut. Liegt es daran, dass „sehr viele Trottel einen noch größeren Trottel bewundern“, wie Sie selbst gesagt haben?
Natürlich. Das ist das Geheimnis meines Erfolges. Es ist wunderbar, wenn ich das sage. Dadurch gebe ich mich richtig bescheiden – und auch unfassbar arrogant.

SN: Noch eine Salzburg-Frage zum Abschluss: Welchen Bezug haben Sie zur Mozartstadt?
Mein Opi war bei den Wiener Philharmonikern und hat deshalb sehr oft in Salzburg gespielt. Wir waren dann meistens in Bergheim untergebracht. Mittlerweile lebt auch ein Teil meiner Familie in Salzburg. Und das Wichtigste: Ohne Mozartkugeln der Konditorei Fürst wäre es in Wien unerträglich *(grinst)*.

„Romeo & Julia: Eine Komödie von Michael Niavarani“ heute ab 20.15 Uhr auf Servus TV. Die DVD ist seit Kurzem auf hoanzl.at erhältlich.

Wenn Unternehmer Medien kaufen, um Politik zu machen

Das 1923 gegründete „Time“ gilt als Urmutter aller Politikmagazine. Jetzt kaufen erzkonservative Investoren das liberale Blatt.

MEDIA THEK
Peter Plaikner

Einmal im Jahr schwingt „Time“ sich zu einstiger Weltgeltung auf. Das ist die Wahl der „Person of the Year“, zu der für 2017 die #MeToo-Bewegung gekürt wurde. Ansonsten hat das Magazin aus New York abgewirtschaftet. Einzig der Name der Marke ist noch so groß, dass ihr Verlag um 1,5 Milliarden Euro an das Provinz-Medienhaus Meredith verkauft wird.

Das ließe sich als Wirtschaftsnotiz abtun, wenn nicht besondere Geldgeber im Hintergrund stünden: Die aus dem Ölgeschäft kommenden Charles und David Koch zählen zu den reichsten Männern der Welt. Sie sind seit Jahren die wichtigsten Finanziers einer reaktionären Politik in den USA und beteiligen sich mit 650 Millionen Dollar an der Übernahme.

„Time“, aber auch andere Titel seines Verlags – wie „People“, „Sports Illustrated“ und „Fortune“ – stehen inhaltlich geradezu für das Gegenteil der Koch-Agenda. Es sind durchwegs liberale Blätter. Das gilt in den USA als geradezu links. Die Investoren und die Blattrichtung sind sich also derart fern, als würde Frank Stronach das österreichische „profil“ erwerben.

Mit diesem demokratiepolitisch gefährlichen Geschäft erreicht die Medienpolitik von Donald Trump ein Teilziel. Sie hat per Aufweichung der Kartellgesetze rechte Investoren in Stellung gebracht. Als weitere Etappe der Strategie gilt ein Kauf des Nachrichtensenders CNN durch konservative Gruppen.

Dies geschieht in einem Markt, wo es für Milliardäre schicker ist, sich mit Zeitungsmarken zu schmücken als mit Fußballclubs, wie das arabische Scheichs und russische Oligarchen in Europa tun. Der Telekom-Potentat Carlos Slim, zu dessen Firmenreich auch die Telekom Austria gehört, ist der größte Aktionär der „New York Times“. Amazon-Eigner Jeff Bezos gehört die „Washington Post“.

Nicht jedem der Neu-Verleger sind bedenkliche gesellschaftliche Absichten zu unterstellen. Einigen aber schon. Das hat Silvio Berlusconi in Italien vorexerziert, dies zeigt Serge Dassault in Frankreich, dafür steht Christoph Blocher in der Schweiz. Sie verfolgen mithilfe ihrer eigenen Meinungsmacht einen mindestens so rechtspopulistischen Plan wie Rupert Murdoch vor allem in Großbritannien.

Das alles wirkt erfreulich weit weg. Doch es erklärt, warum hier ein Dietrich Mateschitz mit seinen Medien von Servus TV über „Red Bulletin“ bis zu „addendum – das, was fehlt“ kritischer denn je beobachtet wird. Seit er vom „Meinungsdiktat des politisch Korrekten“ in Österreich gesprochen hat, ist das ursprünglich fast pure Wohlwollen gegenüber dem reichsten Landsmann der distanzierten Wachsamkeit gewichen. Es liegt an ihm und seinen Produkten, dieses neue Misstrauen zu zerstreuen.

Peter Plaikner ist Politikanalyst und Medienberater mit Standorten in Tirol, Wien und Kärnten.